

Ein glückliches und gesegnetes
Neujahr Jedem und
Allen ist der Wunsch von

Woolstenholm & Sterne

Retter in der Not.

Eine Pariser Gaunergeschichte
von A. Gury.

Groß, schlant, sehr anständig gekleidet, fast elegant, eine schwarze Ledertasche unter dem Arm, die ihm das Aussehen eines Advokaten verlieh, ging Monsieur Grieb schnell und selbstbewußt an der Voge des Hausmeisters vorbei. Schon war er einige Stufen der breiten, mit einem schweren Teppich gezeigten Stiege hinaufgeschritten, als ihn die Hausbesorgerin anrief: „Wohin wollen Sie?“ Monsieur Grieb musterte etwas hochmütig die brave, waschame Dame und antwortete: „Herr Rouffeau?“ „Im dritten Stock, zu rechter Hand.“

Dann fügte sie brummend hinzu: „Wenn Sie wegen einer Rechnung kommen, wette ich hundert gegen eins, daß Sie niemand zu Hause antreffen.“

Der Besucher machte eine Geste, als wollte er damit andeuten, daß ihm wenig daran liege, und folgte seinem Weg fort.

Die Wahrheit zu sagen, überfah er keineswegs, daß Herr Rouffeau eine Viertelstunde vorher mit seiner Frau das Haus verlassen hatte, denn er hatte im Cafe gegenüber den Späber gemacht. Er wußte gleichermaßen, daß das Dienstmädchen den Ausgang seiner Herrschaft benutzt hatte, um sich auf den Markt zu begeben. Er war also sicher, die Wohnung für eine geraume Zeit leer zu finden.

Als er im dritten Stockwerk angelangt war, läutete er zuerst an der Tür zur Linken. Er wartete eine Minute, und als sich nichts rührte, machte er sich ans Werk.

Er öffnete zuerst seine imposante Aktentasche und entnahm ihr eine vollständige Sammlung von Einbrecherwerkzeugen. Nichts fehlte da, um selbst das hartnäckigste Schloß zur Vernunft zu bringen. Monsieur Grieb wählte einen Schlüssel, der ihm hoffend zu sein schien, und führte ihn

in die Schlafkammer ein. Er spürte einen leichten Widerstand, probierte es mit einem zweiten Schlüssel, sah sich abermals enttäuscht, und erst mit einem neuartigen Sperrbalken konnte er seine Absicht ausführen.

Als er sich endlich in der Wohnung sah, machte er einen Spaziergang durch die einzelnen Räume: und fand sie menschenleer. Er schlug deshalb sein Stanzquartier im Schlafzimmer auf, pfiff leise eine Operettenmelodie durch die Zähne und machte sich daran, einen großen Wäschekorb zu öffnen, der ihm ganz danach aussah, allerlei Wertachen zu enthalten.

In diesem Augenblick läutete es an der Vorzimmertür. Wollig Herr seiner Nerven, trat Monsieur Grieb von dem Gegenstand seiner Wünsche zurück und überlegte. Es gab da zwei Möglichkeiten: entweder war die Hausmeisterin unruhig geworden und sah selbst nach, da der Besucher sich nicht mehr zeigte, oder es war irgend ein Besuch. In beiden Fällen war es besser, zu öffnen. Es stand ihm dann immer frei, den Eindringling über den Haufen zu rennen und seine Verblüffung zu benutzen, um sich lautlos aus dem Staube zu machen.

Monsieur Grieb schloß seine Aktentasche und begab sich ins Vorzimmer. Als er die Tür aufmachte, sah er sich einem Mann gegenüber, der eine Dienstmütze trug und ihm ein Papier reichte: „Die Gastrechnung.“

„Herr Rouffeau ist nicht zu Hause“, behauptete ihn Monsieur Grieb würdig. Der Angestellte wurde augenblicklich saugroh und schrie: „Das ist nun schon zum dritten Male, daß man mir diese Antwort gibt! Sie haben denn doch eine verteuerte Rechnung, mir dies ins Gesicht zu sagen, da Sie doch selbst Herr Rouffeau sind. Bezahlen Sie auf der Stelle, oder ich mache Stand!“

Monsieur Grieb seufzte im Stillen die Einfalt des Eindringlings und beschloß, ihm sein Guthaben auszusagen, da er sicher war, sich dafür an den mitzunehmenden Wertachen zu entschädigen. Er beglich also die Rechnung, gab aber kein Trinkgeld, da er ein geschworener Feind unnützer Ausgaben war. Der Mann ging fluchend seines Weges.

Monsieur Grieb schritt schnell ins Schlafzimmer zurück und machte sich

wiederum an die Arbeit, als ihn ein zweites Klingelzeichen aufschreckte.

„Donnerwetter!“ brummte er, sehr zornig, aber keineswegs eingeschüchtert, denn der erste Besuch hatte ihn für derlei Eventualitäten gefährt. Ein zweites Mal ging er zur Vorzimmertür, öffnete und verzog das Gesicht. Ein Bankbeamter hielt ihm einen fälligen Wechsel im Betrage von 250 Franken vor die Nase. Einen Augenblick dachte er daran, den Störenfried niederzulagern und sich seiner Geldtasche zu bemächtigen, die dem Aussehen nach oberflächlich gespickt sein mußte. Aber Monsieur Grieb war kein Mörder, die brutalen Gefühlen entsprochen nicht seiner Feinfühligkeit und zudem war er nicht sicher, in diesem Kampfe die Oberhand zu behalten. Der Mann war groß, sehr robust, hätte sich sicherlich aus Verleumdungen gewehrt und dabei das ganze Haus alarmiert. Monsieur Grieb wollte keineswegs die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken, und suchte ein Mittel, sich aus dieser Allemne zu ziehen.

„Ich habe zufällig kein Geld vorrätig“, sagte er sanft. „Kommen Sie in einer Stunde wieder.“

„Ach, das verfährt bei mir nicht“, entgegnete der andere etwas spöttisch. „Soeben hat mir mein Kollege vom Gas erzählt, daß Sie ihn begahit haben, weil er drohte, Stanzal zu machen. Falls Ihnen darum zu tun ist, kann ich Sie rascher bedienen. Das ganze Haus wird alsbald wissen, daß Sie ein Schwindler sind!“

Da der Unerschämte ziemlich laut sprach, und auf der Stiege Schritte hörbar wurden, hielt es Monsieur Grieb für geraten, nachzugeben. Er hieß den Mann ins Vorzimmer eintreten und zahlte ihm 250 Franken in die Hand, welche Summe er eine Stunde zuvor in einem Dienstbotenzimmer des Nachbarhauses entlehnt hatte. Der Kassierer sagte das Geld ein und entfernte sich ohne ein Wort des Dankes.

Monsieur Grieb überdachte sehr enttäuscht, daß er da binnen einigen Minuten über 250 Franken ausgegeben hatte. Aber dafür hatte er sich seine Freiheit erkaufte und im Hebrigen mußten ihn für diese Ausgabe die Schuldfragen, über deren Wert er ausreichend informiert war, entschädigen.

Zum dritten Male wollte er sich in das Schlafzimmer begeben, als ihn ein ungewohntes Geräusch zusammenfahren ließ. Kein Zweifel, jemand versuchte mit einem Schlüssel die Vorzimmertür zu öffnen. Sollte das werke Ehepaar bereits zurückgekommen sein? Er fühlte sich verloren, aber rasch entschlossen raffte er seine Aktentasche auf und ging dem Feinde entgegen.

Im Vorzimmer wäre er fast an eine Dame angeprallt, die zuerst über diesen unerwarteten Besuch sehr erstaunt war und unwillkürlich zurückweichen wollte. Dann aber schien sie die Lösung dieses Rätsels gefunden zu haben, denn sie sagte mit einem charmannten Lächeln zu dem noch völlig betäubten Eindringling:

„Treten Sie doch in den Salon ein, mein Herr... ich bin wirklich in Verzweiflung darüber, daß Sie das Dienstmädchen im Vorzimmer warten ließ. Das dumme Ding kommt eben erst vom Lande und ich hatte noch keine Zeit, sie gebührend zu formen!“

Monsieur Grieb wollte etwas erwidern, doch schon fuhr die Dame zungengeläufig fort:

„Es ist wirklich äußerst lebenswürdig von Ihnen, so schnell der Bitte meines Mannes nachgegeben zu sein. Er wollte auch nicht, sich wegen dieser fünfzig Louisdor, die wir auf das Dringlichste benötigen, an Sie wenden. Aber ich habe ihm gesagt: „Mut, mein lieber Freund!... der Herr Gaston, mit dem Du jeden Abend Poker spielst und der sehr reich ist, wird Dir doch diesen kleinen Dienst erweisen können.“ Und Sie sehen, ich habe mich nicht ge-

läuscht, trotzdem er bisher nicht das Vergnügen hatte, Sie persönlich kennen zu lernen. Tausend Dank, mein Herr... Sie sind uns ein wahrer Retter in der Not. Aber, bitte, kommen Sie doch in den Salon... mein Mann wird in einigen Augenblicken hier sein...“

Monsieur Grieb überlegte keinen Augenblick. Der Mann würde eintreten, und alles wäre entdeckt. Er suchte in der linken Tasche seines Leberziehers, holte eine Brieftasche hervor, entnahm ihr einen Tausendfrankenschein, die Frucht langwieriger und gefährlicher Operationen... und sehr kavalierrmäßig, mit einem Lächeln, das lebenswürdig sein sollte, reichte er ihn der gesprächigen Dame.

„Sie haben richtig geraten, Madame“, sagte er dabei. „Ich habe stets fünfzig Louisdor zur Verfügung meiner wahren Freunde. Bitte, Ihren Gemahl bestens mit mir zu grüßen. Meine Zeit ist leider zu beschränkt, als daß ich ihn erwarten könnte...“

Und ohne die weitschweifigen Dankfugungen der Dame abzuwarten, verbeugte er sich mit Würde und Anstand, zog die Vorzimmertür hinter sich zu und krieg gemessen die Treppe hinab, wie einer, der soeben seine volle Pflicht getan hatte und dem kein Gewissen nichts vorwerfen kann.

Ein toter Kasser.

Die Leiche Dinizulus, des Königs der Zulus, wurde jüngst in Witjheid mit großem Pomp beigesetzt. Die Zeremonie gestaltete sich äußerst erheben. Unzählige Zulus wohnten der Leichenfeier bei. Ein englischer Beamter hielt eine Grabrede. Darauf sprach der Minister Dinizulus. Er wandte sich in einer längeren Rede gegen die Holländer (Buren) und warf ihnen vor, daß sie, anstatt dem Lande Frieden zu bringen, den Krieg gebracht hätten. Der Tod des großen Häuptlings der Zulus sei nur den Weißen zu danken. Der Sohn Dinizulus, Salomon, wurde darauf zum Häuptling der Zulus ausgerufen.

Für unsere Frauen

Der Glaube der Freundschaft.

Wenn eines Menschen Seele du gewonnen, Und in sein Herz hast tief hineingekaut, Und ihn befunden einen kranken Brönnen, In dessen reiner Flut der Himmel blaut:

Laß deine Zuversicht dann nichts dir rauben, Und trage lieber der Enttäuschung Schmerz, Als daß du grundlos ihm entziehst den Glauben, Kein größer Glück als ein vertrauend Herz!

Laß adlermüthig deine Liebe schweifen Bis dich an die Unmöglichkeit hinan: Kannst du des Freundes Thun nicht mehr begreifen, So fängt der Freundschaft frommer Glaube an.

Felix Dahn.

Eltern und Kinder.

Aus tausend Räden, farbige belebt, Nicht mehr zu kennen, nicht zu trennen, Wird das im Zeitlauf zusammengelebt, Was wir des Menschen Charakter nennen.

Immer wieder taucht in unseren Tagen die Frage auf, daß das heranwachsende Geschlecht sich mehr und mehr von der elterlichen Autorität loslöst. Die Frage an sich mag ja nur allzu berechtigt sein, denn in jeder Zeit, die fast auf allen Lebensgebieten der Autorität jeder Art stepatisch gegenübersteht, kann es kaum ausbleiben, daß die allgemeine Zeitstimmung auch innerhalb der enghen

Kreise, innerhalb der einzelnen Familien sich geltend macht. Wie viele Mütter haben mir gerade über diesen Punkt ihr Leid geklagt, und jedes Mal hieß es: „Ja, zur Zeit unserer Jugend war es doch ganz anders; was würden unsere Eltern dazu gesagt haben?“ Und dann kommen die üblichen Klagen über „unfere Jugend von heute“ und das oft gehörte Lob der „guten, alten Zeit“. Ich pflege mir das alles gelassen und ruhig mit anzuhören und denke mir im Stillen mein Theil dazu, vor Allem das eine, daß mit Klagen und Jammern über die traurige Thatsache, die ja in vielen Fällen nicht zu leugnen ist, nichts gewonnen wird. Allen Müttern, die so klagen, möchte ich die Worte eines berühmten Pädagogen zurufen: „O seht nicht immer vor und zurück! Lernt Euch vertrauen mit dem Augenblicke — dem Punkt, um den sich alles Leben dreht, worauf sich Heil und Verderben gründen! Vergangenheit und Zukunft sind die Riesenträfte, die uns in steter Fluth und Ebbe auf- und niederziehen und so das Leben grausam zerspalten, indes die Gegenwart, woßbenutzt, uns eine Brücke des Friedens bildet, die aus der Zeit in die Ewigkeit reicht.“ Auf diese Art Mütter trifft Halm's Wort zu: So sind sie. Ja, das ist so sehr ihre Art! Was lebt mit ihnen, achten sie gering Und zerren d'ron und treten es mit Füßen! Was ist, gilt nichts, und was da war, ist heilig.

Die sogenannte „gute, alte Zeit“ ist nun einmal vorüber und wird wohl auch nicht wiederkommen. Eine neue Zeit ist angebrochen, eine Zeit, in der ein scharfer Wind weht, der Alles gegen die sogenannten Vorurtheile von früher: eine Zeit, die nicht mehr gemißt ist, die Ueberlieferungen der Väter, sei es auf welchem Gebiet es sei, auf Treue und Glauben hinzunehmen, sondern sie selbst prüfen und urtheilen will. Goethe sagt: Die Jugend freut sich nur des Vorwärtsstrebens, Verachtet sich weit umher, versucht sich viel, Der Kräfte Spielen ist drum nicht vergebens, So kennt sie bald ihr' Umfang, Maß und Ziel; Der Moth, der während sich vom Schaum geläutert, Er wird zum Trunk, der Geist und Sinn erheitert.

Der neuen Zeit muß Rechnung getragen werden. Man kann doch nicht von den Kindern verlangen, daß sie sich den Einflüssen des Zeitgeistes widerlegen und in ihren Anschauungen auf die Jugendzeit ihrer Eltern zurückgehen. An uns ist es, sofern wir Kinder haben, dieselben vor den Bestrebungen der Zeit, die uns schließlich erscheinen, zu schützen, an uns ist es, uns bei unseren Kindern die Autorität zu wahren, die wir als Eltern besitzen müssen.

Das Alter wagt und mißt es, Die Jugend spricht: So ist es. Unsere Zeit betont vor Allem das Recht der freien Persönlichkeit. So sehr dies Schlagwort von Einzelnen und von Parteien auch gemißbraucht werden mag, soviel unklare Begriffe sich in den Köpfen der Massen auch damit verbinden mögen, das Berechtigte darin wird sich durchsehen. Und wo ist das letzte Ziel aller Erziehung, wenn nicht die Heranbildung freier Persönlichkeiten. Immer wieder sollen die Mütter sich das vorhalten und nicht meinen, mit dem Augenblicke, da sie die „Persönlichkeit“ der Kinder anerkennen, sei ihre Autorität verloren. Dem ist gewiß nicht so. Sicher aber ist: Wir können die Kinder nach unseren Sinnen nicht formen, So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben.

Die Deutschen sind Teetrinker geworden. In Fabriken Berlin's z. B. ist es sogar verboten, daß die Arbeiter während der Arbeitszeit Bier trinken! Lee wird ihnen zu drei Pfennigen die Flasche serviert. Trotz alledem wollen sie nicht englisch werden.

Besucht
Martin's
jährlicher
Januar
Räumungs-
Verkauf.

Winterwaren werden beinahe so fortgegeben.

Nie zuvor gab es so niedrige Preise, doch wir müssen Platz für die Frühjahrswaaren schaffen.

Es werden keine Winterwaren für die nächste Saison zurückgelegt.

Sprecht bestimmt bei uns vor.

MARTIN'S

Lohn und Liebe.

In Wiesbaden war ein Fräulein als erste Verkäuferin bei einer Firma gegen einen Monatsgehalt von 150 Mark angestellt. Vor kurzem wurde das Fräulein von dem Inhaber der Firma Knall und Fall entlassen, und zwar deshalb, weil sie mit dem Geschäftsführer eine Liebschaft unterhalten habe. Die Entlassene klagte wegen der fünfjährigen Entlassung beim Kaufmannsgericht Wiesbaden. In der Verhandlung wurde festgestellt, daß die Entlassung erst erfolgte, als der Geschäftsführer bereits vier Wochen aus dem Geschäft ausgetreten war. Außerdem bestritt die Klägerin, irgendwelche Liebesbriefe mit diesem gehabt zu haben. Das Gericht verurtheilte die Firma zur Zahlung eines zweimonatigen Gehaltes von 300 M., und wenn ein Liebesverhältnis wirklich bestanden habe, so sei das kein sofortiger Entlassungsgrund, noch weniger aber sei ein Grund zur sofortigen Entlassung gegeben, wenn der Liebhaber bereits vier Wochen über alle Berge sei.

Jane Adams erklärt: die Männer beginnen den Wert der Frau anzuerkennen. — Eigentlich haben sie das schon immer getan, denn wo käme sonst der Nachwuchs her?

60 Leute Whitley Spezial-Orchestra.
Brenbach Opernhaus,
Dienstag, den 6. Januar
Sibe werden verkauft in Jessen's Apotheke.

Wir wünschen Jedem und
Allen ein glückliches und
gesegnetes Neues Jahr!

A. W. TAYLOR CO.